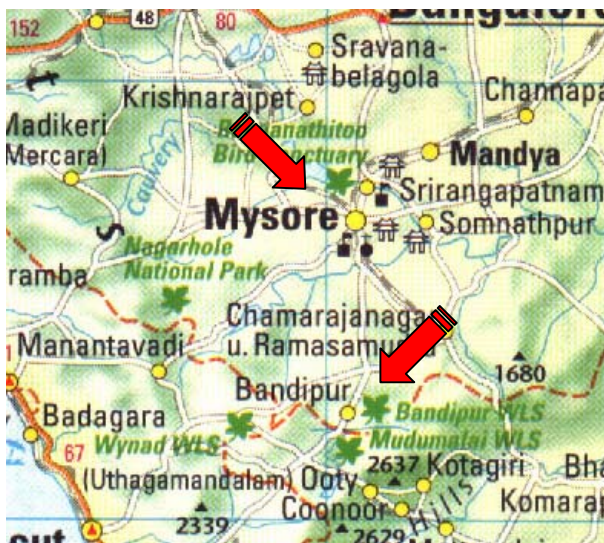




7

- Bandipur -

13. Februar 2001



Wenn ich mich recht erinnere, sollte mich der Bus an diesem Morgen um acht vor dem Hotel abholen. Also stand ich bereits um kurz vor acht im kleinen Foyer des Hotels und bezahlte meine Rechnung. Danach nahm ich meinen Rucksack und positionierte mich auf der Hotelterrasse, wo ich erst einmal einem Hotelangestellten beim Blumengießen und Treppeputzen im Weg stand.

Der Portier gesellte sich zu mir und fragte mich, wann mein Bus kommen solle. „Acht Uhr“, antwortete ich. Er meinte, dann hätte ich ja noch Zeit und solle mich doch ins Foyer setzen. „Nein, nein“, antwortete ich, „Es ist ja gleich acht Uhr.“ Er könne sich nicht vorstellen, dass man mich pünktlich abholen werde, ich solle mich noch mal setzen. „Nein, nein“, ich war nicht davon abzubringen, dass ich jeden Moment abgeholt werden würde.

Also stand ich da und schaute auf die Straße, Busse kamen und nahmen andere Passagiere auf. Der Portier nickte mir dann und wann freundlich zu. Mit fortschreitender Zeit vermied ich jeden Blickkontakt zu ihm...

Es mochte halbneun oder später gewesen sein, ich stand immer noch auf der Treppe, als endlich der ersehnte Kleinbus angetuckert kam und mich einpackte. Mein Rucksack wurde auf dem Dach verstaut, wo schon Dutzende andere Gepäckstücke festgeschnürt waren. Neugierige Blicke lasteten auf mir, als ich den Bus betrat und in der zweiten Reihe Platz nahm. Schräg vor mir saß ein junges Pärchen, das sich wohl auf der Hochzeitsreise nach Ooty befand – das entnahm ich zumindest dem Prospekt, den sie ab und an hervorholten, neben mir ein etwas dickerer, älterer Mann. Keine Touristen, nur Inder. Wie gehabt.

Der Bus setzte sich in Bewegung und meiner Berechnung nach hätten wir von meinem Hotel aus nur rechts abbiegen und die Straße Richtung Nilgiri Hills nehmen müssen. Hätten wir! Haben wir aber nicht. Nein, wir fuhren zurück in die Stadt, durchquerten diese nach allen Regeln der Kunst und sammelten fleißig weitere Mitfahrer vor Ihren Hotels ein. Dann endlich steuerten wir auf die Stadtgrenze zu und ließen Mysore zurück.

Da der Inder neben mir – wie erwähnt – etwas kräftiger ausgefallen war, hatte ich nicht unbedingt eine ideale Sitzposition und so war ich froh, als wir nach einiger Zeit unser Tempo verlangsamt und in einem der vielen für mich namenlos bleibenden Dörfer entlang der Strecke anhielten. Die übliche Frühstückspause war angesagt und wir strömten aus dem Bus. Nach beinahe zwei Wochen Indien machte ich langsam Fortschritte und schaffte es, mir etwas zu essen zu kaufen.

Einige verkrüppelte Bettler bevölkerten den Parkplatz. Hier bekam der Begriff „auf jemanden Herabschauen“ eine völlig neue Bedeutung für mich. Wenn vor Dir im Sand jemand ohne Beine um ein paar Rupees bettelt und man auf ihn herabschaut, erkennt man erst, wie weit oben man ist – in jeder Hinsicht. Ich gab eine Kleinigkeit, doch als der Bettler nach dem Ende seiner Runde, wieder von neuem begann, verzog ich mich in den Bus.

Nachdem ich die Armut während der letzten Tage „nur“ in Mysore weniger präsent war als üblich, sprach sie mich hier wieder direkt an. Später sah ich den Bettler noch einmal, als er sich auf seinen Händen über die vielbefahrene Straße schleifte.

Die Zeit verging und wir setzten unsere Fahrt fort. Der Kontakt mit den anderen Fahrgästen beschränkte sich auf ein flüchtiges Lächeln hie und da. Es wurde nur wenig gefragt.

Das Ende der kurzen Fahrtstrecke – Bandipur liegt nur rund 100 Kilometer von Mysore entfernt – deutete sich an, als wir an einem kleinen Tempel, der direkt an der Straße stand, anhielten und die mitreisenden Hindus „gesegnet“ wurden.

500 Meter weiter – mitten im Nichts – hielten wir wieder an und der Fahrer gab mir zu verstehen, dass ich am Ziel, meinem Hotel, angekommen sei. Ich verließ den Bus und bekam meinen Rucksack von den beiden jungen Burschen, die auf das Gepäck aufgepasst hatten, gegen ein leicht überzogenes Trinkgeld vom Dach geholt.

Als der Bus sich wieder in Bewegung setzte, sah ich mich dem Hotel Mayura Prakruti gegenüber. Das „Hotel“ bestand aus dem Wirtschaftsgebäude sowie etwa 10 Bungalows, die über das Gelände verteilt als Unterkunft dienten. Erstaunlicherweise bezogen alle Häuser ihre Energie aus großen Solar-Paneels auf den Dächern. Ob das aus der ein-



samen Lage des Hotels resultierte oder ob man sich bewusst bemühte erneuerbare Energie einzusetzen, blieb mir ein Rätsel.



Kurz vor mir waren zwei Touristinnen angekommen, die gerade ihre Schlüssel in Empfang nahmen und das leicht ansteigende Gelände zu ihrem Bungalow hinauf stapften.

Wenig später ging ich den selben Pfad hinauf und bezog meinen Bungalow, der geräumig und relativ sauber war. Die beiden Betten im Zimmer boten den Luxus eines eigenen Moskitonetzes. Eine kleine überdachte Terrasse schloss sich an jeden Bungalow an. Hier verbrachte ich die nächste Stunde. Um mich herum nichts als Stille. Kein Dorf, keine Autos – einfach nur Stille und ganz in der Nähe die ersten Ausläufer der Nilgiri Hills.

Als ich später zum Essen ging, traf ich dort auf die beiden Touristinnen – Anne und Sandrine. Sie boten mir an, an ihrem Tisch Platz zu nehmen.

Nach dem üblichen Austausch, wo man bisher gewesen ist, wo man noch hin wolle und wie lange man im Land sei, beschlossen wir, nach dem Essen gemeinsam zum Nationalpark zu fahren.

Dazu mussten wir auf den nächsten öffentlichen Bus warten, der am Hotel vorbei kam. Wir taten dies im Schatten eines Baumes neben dem Tor zur Hotelanlage und überbrückten die Zeit uns über die Beweggründe zu unterhalten, die uns nach Indien gebracht hatten. Interessanterweise war kaum jemand den ich traf "einfach so" nach Indien gefahren.

Die meisten hatten eine kleine Vorgeschichte zu ihrem Indien-Trip zu erzählen. Die beiden erzählten, dass sie aus Frankreich bzw. der französischen Schweiz stammten. Anne lebe aber in London und arbeite dort mit einigen Indern zusammen, die ihr immer wieder von Indien erzählt hatten. Ihre Freundin dagegen hatte von klein auf davon geträumt nach Indien zu reisen. Da sie zudem Gärt-

nerin war, war sie begeistert von der Vielfalt der Vegetation Indiens. „Du nimmst ein Samenkorn und steckst es in die Erde, und schon beginnt es hier zu wachsen. Du musst nichts weiter tun“, schwärmte sie in französisch angehauchtem Englisch.

In nur drei Wochen wollten die beiden von Bombay bis zum südlichsten Punkt Indiens, Cape Comorin, reisen, dann weiter nach Madras. Meiner Meinung nach hätten sie dazu eigentlich mindestens die doppelte Zeit einplanen müssen. Hatte man Anne jedoch erst einmal ein paar Stunden erlebt, wurde einem schnell klar, warum ihnen auch drei Wochen ausreichen würden. Während Sandrine, alleine schon wegen des Sprachproblems eher zurückhaltend war, war Anne eher die „Macherin“. Ständig am Erzählen und Lachen organisierte sie den restlichen Tag. Den Bus, der dann schließlich doch noch kam, stoppte sie mit wildem Winken und im Park organisierte sie nach der Tour durch den Park noch einen Ritt auf einem Elefanten.



Im Park angekommen mussten wir uns vorerst in Geduld üben, denn es war erst zwei Uhr nachmittags und vor vier Uhr würde die Safari nicht beginnen. Ob man denn auf einem Elefanten durch den Dschungel reiten könne, wollte Anne von einem Angestellten des Nationalparks wissen. Nein, man würde mit einem Bus durch den Park gefahren. Ob sich da nichts machen lasse? Nein, er habe seine Bestimmungen. Aber man könne nahe der Station auf einem zahmen Elefanten reiten. Doch der sei im Moment noch nicht da.

Na gut. Bis zum Beginn der Tour hatten wir also noch viel Zeit, die wir u.a. damit verbrachten, das kleine Museum des Parks zu besuchen. Hier erhielt man einige Informationen über die Bedeutung des Parks und seiner Bewohner.

Die meiste Zeit lungerten wir jedoch an der Abfahrtsstelle herum und warteten.

Kurz bevor es los ging, kamen noch weitere Touristen dazu. Zumeist Amerikaner, die direkt in den der Nationalpark-Station angeschlossenen Bungalows wohnten. Anne brachte in Erfahrung, dass eine der Teilnehmerinnen aus Finnland stamme und kein Wort Englisch, geschweige denn Hindi spreche. Wie sie es trotzdem bis hierher geschafft hatte, war uns allen ein Rätsel.

Endlich startete die Tour. In einem altersschwachen, laut dröhnenden dieselbetriebenen Bus



schaukelten wir über die Waldwege.

Auf über 865 Quadratkilometern breiten sich der Bandipur- und der angrenzende Mudumalai-Nationalpark aus. Dabei überschreiten sie die Grenzen zu den Bundesstaaten Tamil Nadu und Kerala. All dies war einmal das Jagdrevier des Maharadschas von Mysore.

Die beiden Parks gehören zum „Project Tiger“, das bereits 1973 vom WWF gegründet wurde und dem Schutz des indischen Tigers bzw. dessen Lebensraum dient. Im Bandipur-Nationalpark sollen etwa 75 Tiger beheimatet sein, zu Gesicht bekommt man sie jedoch sehr selten. Was wir auf jeden Fall sehen wollten, waren frei lebende Elefanten.

Ich erinnerte mich daran, wie ich als Kind Freitagsabends wie gebannt vor dem Fernseher gesessen hatte – der damals beachtliche drei Programme bot – und auf „Toomai“, den kleinen Elefantenjungen, und Kala Nag seinen Elefanten wartete. Eine halbe Stunde jede Woche erlebten wir gemeinsam Abenteuer in Indien. Unglaublich, wie sich so manche Kreise, von denen man bisher gar nicht wusste, dass sie überhaupt existieren, im Laufe des Lebens schließen. Vielleicht lag es auch an dieser Sendung, dass ich unbedingt einmal auf einem Elefanten reiten wollte.

Zunächst ritt ich jedoch weiter in einem altersschwachen Diesel-Bus.

Unser Weg führte uns auf ausgefahrenen Feldwegen durch den Wald. Der Dschungel in dieser Region hat wenig mit den Dschungeln Afrikas oder Südamerikas gemein. Keine Regenwälder oder gar eine grüne Hölle – stattdessen standen einzelne hohe Bäume relativ weit auseinander, die ihre wenigen, massiveren Äste wie dürre Finger gen Himmel streckten. Um sie herum bedeckten mannshohe Büsche den Boden, die es abseits der Waldwege schwierig gemacht hätten, voran zu kommen.



Einige Bäume sahen aus, als hätten sie keine Rinde, aus ihrem grauen Stamm wuchsen ebensolche Ästen, an denen vertrocknete Blätter hingen, während andere Bäume über und über mit leuchtend rote Blüten bedeckt waren. Dominiert wurde die Landschaft jedoch von hellen Braun- und Grüntönen.

nen. Öffnete sich das Dickicht, gab es den Blick frei auf verdorrendes Gras und sandigen Boden.

Wir passierten verschiedene Wasserstellen an denen sich bereits die ersten Tiere zur Tränke eingefunden hatten – überwiegend Hirsche und Affen. Die Tour näherte sich bereits ihrem Ende, ohne dass wir auch nur die geringsten Hinweise auf Elefanten gesehen hätten, als ein Mitfahrer plötzlich eine kleine Gruppe Elefanten entdeckte. Sie standen am Rande einer kleinen Lichtung – drei große und ein kleiner Elefant.



Der Wagen hielt, der Motor verstummte, und wir standen uns einige Minuten lang – in mehr als gebührendem Abstand – gegenüber. Sie schienen uns mit demselben Interesse zu begutachten wie wir sie. Nur dass deren Interesse schneller erlahmte als das unsrige. Schließlich zogen sie sich in den Dschungel zurück. Die Aufregung im Bus legte sich und wir fuhren zurück zur Ausgangsstation.

Nun gut. Die Fahrt war nicht unbedingt das, was wir uns erträumt hätten – aber dazu hätte ich wohl doch die 100-Dollar-Tour buchen müssen.

Kaum hatten wir den Bus verlassen, begab sich Anne auf die Suche nach dem zahmen Reit-Elefanten. Sie fand ihn und zerrte uns ein Stück in Richtung Busch. Dort stand ein Elefant mit seinem Mahut neben einem Aufbau, der einem Hochsitz glich, aber zum Aufsteigen auf den Elefant gedacht war.

Langsam verschwand meine romantisierte Vorstellung vom Ritt auf einem Elefanten.

Statt das der Dickhäuter mich auf seinem Bein empor heben würde, wie man dies in Filmen so schön sieht, gab es also diesen Aufstiegs-Hochsitz, der für dicke Ami-Touristen hätte reserviert sein sollen. Und auch auf einem Elefanten zu sitzen gestaltete sich gänzlich anders.



Wir mussten auf 2 Sitzbänken, die rechts und links auf dem Rücken des Elefanten hingen Platz nehmen, anstatt direkt hinter seinem Kopf sitzen zu können. Aber man kann nicht alles haben. Es war immerhin ein echter Elefant und er würde uns auf seinem Rücken durch den Busch tragen. Das war es, was wir wollten, worauf es ankam und was sich nun tatsächlich realisieren lies.

Also kletterten wir den „Hochsitz“ empor und über den Rücken des Elefanten balancierend, plumpste ich auf die Sitzbank. Das ganze sah wohl wenig grazil aus und im Nachhinein wurde mir klar, warum man die erwähnten Hilfsmittel gebaut bzw. angebracht hatte...

Nachdem wir alle drei unsere Plätze eingenommen hatten, setzte sich unser grauer Riese in Bewegung. Gemächlich schob er ein Bein vor das andere und in diesem gemächlichen Rhythmus beweg-



ten auch wir uns auf und ab, auf und ab.

Der Elefant war gerade so groß, dass wir über das bereits erwähnte Meer aus Büschen blicken konnten. Sicher mag es für viele Menschen beeindruckender Anblicke geben – für mich war dieser Blick über die Blätter und Zweige des indischen „Dschungels“, der nun von der Sonne in warmes Abendlicht getaucht wurde, unsagbar schön. Es gab wirklich nichts besonderes: keine Pyramiden, kein Tempel, kein Fluss und keine Schlucht. Aber dieser Ritt auf dem Elefanten war auch so unbeschreiblich.

Als wir zurückkamen, kletterten wir genauso unbe-

halfen wieder von dem Elefanten herab und trennten uns schweren Herzens von ihm.

Obwohl wir den Weg zurück eigentlich zu Fuß gehen wollten, stoppte Anne unerschrocken den ersten vorbeikommenden Kleinbus. „Ganesh is with us!“, verkündete sie stolz und wir stiegen ein. Als sich der Bus in Bewegung setzte, hatte ich den Eindruck, dass er nicht dahin fuhr, wohin wir eigentlich wollten, sondern genau in die entgegengesetzte Richtung. Ich fragte Anne, ob sie sicher sei, dass dies der richtige Bus sei. Nein, sagte sie mit einem breiten Grinsen im Gesicht, sie wisse natürlich nicht so genau wohin der Bus fahre, aber Ganesh würde das schon richten...

Kaum hatten wir unsere Stehplätze eingenommen und die Tür war geschlossen, dröhnte uns aus den Lautsprechern, die genau in Kopfhöhe angebracht waren, ohrenbetäubende Hindi-Pop-Musik entgegen. Da wir uns hierüber noch kurz vorher lustig gemacht hatten, konnten wir uns auch jetzt ein Lachen nicht verkneifen.

Mit der gewohnt rasanten Geschwindigkeit sauste der Bus die Piste entlang und wir hielten uns nur unter Aufbietung aller Kräfte auf den Beinen. Kurze Zeit später standen wir nach unzähligen Schlaglöchern und scharfen Kurven tatsächlich vor unserem Hotel. Vergessen Sie Autoscooter- oder Achterbahnfahrten: den richtigen Nervenkitzel bekommen Sie nur bei einer Busfahrt in Indien!

Wir beschlossen das Essen gemeinsam einzunehmen und verabredeten uns für später.

Als ich nach ausgiebiger Dusche wieder aus meinem Bungalow trat, war es bereits dunkel. Von Wegbeleuchtung keine Spur. Ein Fall für die Taschenlampe.

Im Gästehaus waren wir nach wie vor die einzigen Gäste und so widmete man uns die ganze Aufmerksamkeit. Das Essen (vegetarische Nudeln), das wir auf der Terrasse einnahmen, war gut und hätte für eine ganze Familie ausgereicht.





Lediglich der Lassi¹ schmeckte erstaunlich säuerlich. Anne vermutete, dass es sich einfach um einen Salz-Lassi handeln könnte. Doch diese Meinung revidierte sie nach einem Probeschluck. Sandrine weigerte sich ebenfalls zu probieren und ohne Umwege fand der Rest des säuerlichen Getränks seinen Weg in die entlang der Terrasse wachsende Hecke.

Wir plauderten noch ein bisschen, bevor wir uns in unsere Bungalows zurückzogen. Für den Weg zurück brauchten wir keine Taschenlampe, denn der Himmel wurde von Millionen Sternen erhellt, die so nahe zu sein schienen, dass man meinte, man könne sie mit der bloßen Hand vom Himmel pflücken.

Hier in Indien schien man dem Himmel näher zu sein als in Europa (in gewisser Weise traf dies auch wiederholt auf die Fahrten in Bussen und Rikschas zu; diese gaben einem bei *der* Fahrweise der Inder auch zuweilen das Gefühl, dem Himmel verdammt nahe zu sein. Aber das nur nebenbei.).



¹ Getränk aus Joghurt, Wasser und Zucker oder Salz, manchmal auch mit pürierten Früchten, das oft zu den Mahlzeiten getrunken wird, da es die Schärfe aus dem Essen – bzw. dem Mund – nimmt.